

dtv

Diese Geschichte eines namenlosen Helden nimmt ihren Ausgang in einem Triester Kaffeehaus, der Arche Noah von Mitteleuropa. Es ist die Geschichte eines Menschen anhand seiner Reise durch die realen und symbolischen Orte seiner Existenz. Wenn der Protagonist Biographien von Landschaften (oder eine geographische Autobiographie) entwirft, findet er – im Kaffeehaus ebenso wie in den Lagunen von Grado, in den Hügeln bei Turin, in einem slowenischen Wald oder auf den Inseln des Kvarner Golfs – den Leitfaden seines Lebens und eine ganze Welt wieder. In einer »einzigartigen Mischung zwischen Erzählung und Essay, in der Magris absoluter Meister ist« (*Panorama*), entdeckt der reisende Erzähler in kleinen Welten große Geschichten; die neun Etappen seines Wegs sind neun Ausflüge in die Wirklichkeit, in die Phantasie und in die Gefühle. Seine Geschichte setzt sich aus dem vielstimmigen Chor der Schicksale zusammen, die sich mit seinem eigenen kreuzen und in es einfließen; komische oder tragische Schicksale von obskuren und illustren Menschen, Kriege und Auswanderungen, verschobene und verlorene Grenzen, der Bär vom Schneeberg, eine halbversunkene Liebesgeschichte, die immer wieder auftaucht . . .

»Schreiben bedeutet, die weißen Flecken der Existenz auszufüllen«, schreibt Magris. Magris lesen, so könnte man hinzufügen, heißt das »wilde Leben«, das um uns herum braust, besser zu verstehen.

*Claudio Magris*, geboren 1939 in Triest, ist dort Professor für Deutsche Literatur. Er gehört zu den besten Kennern der mitteleuropäischen Literatur. Magris erhielt zahlreiche wichtige Literaturpreise, unter anderem den Premio Strega, den Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung, den Prinz-von-Austrien-Preis, den Kythera-Preis und 2009 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Claudio Magris  
Die Welt

en gros und en détail

Aus dem Italienischen von  
Ragni Maria Gschwend

Deutscher Taschenbuch Verlag

# Für Marisa

März 2004

5. Auflage März 2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Titel der italienischen Originalausgabe:

Microcosmi

Erstmals erschienen 1997 bei Garzanti, Mailand

© 1997 Claudio Magris

© der deutschsprachigen Ausgabe:

1999 Carl Hanser Verlag, München Wien

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: »Comacchio, Argine Agosta«

von Luigi Ghirri Archivio Eredi di Luigi Ghirri

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Gesetzt aus der Walbaum Antiqua

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13177-3

# Inhalt

Café San Marco

7

Valcellina

41

Lagune

67

Der Schneeberg

111

Collina

141

Absyrtiden

183

Antholz

231

Der Stadtgarten

281

Das Gewölbe

325

»Auch wenn mittlerweile die ganze Welt bekannt ist, da es der Bücher sehr viele sind, die uns im allgemeinen ihre Beschreibung vor Augen führen, so fällt es doch schwer, auch nur eine Provinz nach Gebühr beschrieben zu finden ...«

Amedeo Grossi,  
*Baumeister, Feldmesser, Schätzer*

»Ein Mensch setzt sich zur Aufgabe, die Welt abzuzeichnen. Im Laufe der Jahre bevölkert er einen Raum mit Bildern von Provinzen, Königreichen, Gebirgen, Buchten, Schiffen, Inseln, Fischen, Behausungen, Werkzeugen, Gestirnen, Pferden und Personen. Kurz bevor er stirbt, entdeckt er, daß dieses geduldige Labyrinth aus Linien das Bild seines eigenen Gesichts wiedergibt.«

Jorge Luis Borges

## Café San Marco

Die Masken sind oben, über der Theke aus schwarzem, intarsiengeschmücktem Holz, die aus der renommierten Schreinerei Cante stammt – renommiert zumindest früher einmal, aber im Café San Marco halten sich der vergoldete Zierat und der Ruhm ein wenig länger, selbst der desjenigen, der als einziges Verdienst, daß man sich seiner erinnere, lediglich – doch das ist nicht wenig – die Tatsache anführen kann, Jahre an diesen Marmortischchen, deren gußeiserner Fuß in einen auf Löwenpranken ruhenden Sockel mündet, verbracht und hin und wieder seine Meinung kundgetan zu haben: über den richtigen Druck beim Bierzapfen und über das Universum.

Das San Marco ist eine Arche Noah, die für alle Platz hat, ohne Vorrang und ohne Ausschluß, für jedes Paar, das Zuflucht sucht, wenn es draußen schüttet, und auch für die Ungepaarten. Apropos, diese Geschichte von der Sintflut habe ich nie begriffen, sagte, wie sich der eine oder andere noch erinnert, der Herr Schönhut, Schammes der benachbarten Synagoge, während der Regen gegen die Scheiben trommelte und die hohen Bäume des Stadtgartens – am Ende der Via Battisti, gleich linker Hand, wenn man aus

dem Café kommt – sich unter einem bleiernen Himmel triefend im Wind bogen. Wenn es wegen der Sünden der Welt war, hätte man ihr doch gleich ganz den Garaus machen können, warum erst zerstören und dann wieder von vorn anfangen? Denn danach ist es ja nicht besser geworden, im Gegenteil: Gemetzel und Grausamkeiten ohne Ende und trotzdem keine Sintflut mehr, vielmehr sogar das Versprechen, das Leben auf der Erde nicht auszurotten.

Aber warum so viel Mitleid mit den nachgeborenen Mördern und gar keines mit den früheren, die alle ertrunken sind wie die Mäuse? Er hat doch wissen müssen, daß mit jedem Lebewesen, Tier oder Mensch, das Böse in die Arche kam; dieses ganze Geschmeiß, an das er sein Mitleid verschwendete, hat die Keime sämtlicher Epidemien von Haß und Schmerz in sich getragen, dazu bestimmt, auszubrechen bis ans Ende aller Tage. Und der Herr Schönhut trank sein Bier in dem sicheren Gefühl, daß es damit sein Bewenden habe, denn *er* durfte über den Gott Israels sagen, was er wollte, auch die schlimmsten Lästereien, alles blieb in der Familie; doch von seiten der anderen wäre das eine Taktlosigkeit gewesen und, zu bestimmten Zeiten, eine elende Gemeinheit.

Sie sind ja ganz zerzaust, gehen Sie zur Toilette und richten Sie sich wieder her, hatte die alte Dame damals streng zu ihm gesagt. Um zur Toilette zu kommen, muß man, wenn man in dem Raum mit der Theke sitzt, unter den Masken hindurch, unter diesen Augen, die einen begierig und erschrocken mustern. Die Fläche hinter diesen Gesichtern ist schwarz, ein Dunkel, in dem der Karneval Lippen und Wangen scharlachrot aufflammen läßt; eine Nase hängt frech und krumm herab, ein Haken, geeignet, sich einen der dort unten Stehenden zu angeln und in dieses finstere Fest zu zerren. Man vermutet – die Bildzuschreibungen sind nicht gesichert, trotz der hartnäckigen Anstrengun-



gen, mit denen sich die Kunsthistoriker darum bemühen, als ob das San Marco ein antiker Tempel wäre –, daß diese Gesichter, oder doch einige von ihnen, von Pietro Lucano stammen, demselben, der in der Kirche Sacro Cuore – gar nicht weit weg vom Café, man braucht nur durch den Stadtgarten zu gehen oder die angrenzende Via Marconi hinauf – die beiden Engel in der Apsis mit ihren zwei Feuerreifen gemalt hat: Gaukler der Ewigkeit, denen der Künstler auf Betreiben der Jesuitenpatres die Röckchen fast bis zu den Knöcheln verlängern mußte, um ihre androgynen Beine nicht unbedeckt zu lassen.

Andere behaupten, manche der Masken stammten von Vito Timmel, dem wahrscheinlich auch die einer Dame in einem anderen Raum zuzuschreiben ist. Freilich sind das nur Hypothesen: Ohne Zweifel hat sich in jener Zeit, Ende der dreißiger Jahre, der »Liebling der Straße«, wie sich der herumvagabundierende Maler – in Wien geboren und nach Triest gekommen, um dort seine Selbstzerstörung zu vollenden – gern selbst nannte, in den Kaffeehäusern ein paar erträgliche Abende verschafft, die ihn für ein paar Stunden von der Unmöglichkeit zu leben ablenken sollten, indem er dem einen oder anderen reichen Triestiner Kaufmann kleine Meisterwerke schenkte, Mäzenen, für die ein Künstler ein Bär war, den man tanzen und hüpfen ließ, gegen großzügig bemessene Mengen an Alkohol, die es ihm ermöglichten, den Abend herzubringen, und ihn nach und nach zugrunde richteten.

Timmel schuf sich die eigene Kindheit neu, indem er behauptete, daß die Meningitis, die er als kleines Kind gehabt hatte, eine Lüge gewesen sei, die sich seine Eltern aus Haß gegen ihn ausgedacht hätten, und während sein Verstand und sein Gedächtnis sich langsam auflösten, schrieb er das *Magische Notizbuch*, eine Mischung aus aufflammenden lyrischen Einfällen und verbalem Gestammel, an der Grenze zur Aphasie und zerbröckelnd unter der Amne-

sie, die er als Nostalgie bezeichnete, den Wunsch, alle Namen und alle Zeichen auszulöschen, die das Individuum in der Welt umgarnen. Der rebellische Wanderer, der seine Tage im Irrenhaus beenden sollte, suchte schon vor dieser letzten Zuflucht den Fängen der Realität zu entkommen, indem er sich hinter einer leeren und schwindelerregenden Untätigkeit verschanzte, sich »müßig und desinteressiert in die Ecke stellte«, die Arme verschränkt, reglos und zufrieden damit, zu spüren, wie er zusammen mit der Erde im leeren Raum rotierte. Er suchte die Passivität und pries den Faschismus, der ihn vor den Attacken der Verantwortung verschonte, ihm die Demütigung ersparte, der Freiheit nachzujagen, ohne sie je zu erreichen, und ihn in die Fügsamkeit der Kindheit zurücktrieb: »Man muß völlig abhängig sein, um in eine selige Atmosphäre zu gelangen.«

Der Gang durchs L-förmige Café – und sei es auch nur, um das zu befriedigen, was der Schuldirektor Lunardis nie anders zu bezeichnen gewillt war als das Bedürfnis auszutreten – verläuft nicht geradlinig. Geliebt von den Schachspielern, gleicht das Café selbst einem Schachbrett, und zwischen seinen Tischchen bewegt man sich wie der Springer ständig im rechten Winkel, um sich dann oft, wie beim Mensch-ärgere-dich-nicht, am Ausgangspunkt wiederzufinden, an jenem Tisch, an dem man sich auf das Examen in deutscher Literatur vorbereitet hat und an dem man jetzt, viele Jahre später, wieder sitzt, um zu schreiben oder das zigste Interview über Triest zu geben, über dessen mitteleuropäische Kultur und dessen Dekadenz, während ein paar Tische weiter der eine Sohn seine Doktorarbeit korrigiert oder der andere in dem kleinen hinteren Raum Karten spielt.

Die Leute gehen im Café ein und aus, und im Rücken des Schreibenden schwingen beständig die Türflügel, ein leichter Luftzug bringt Bewegung in die hängenden Rauch-

schwaden. Es ist, als habe die Schwingung jedesmal einen kürzeren Atem, einen schwächeren Herzschlag.

Im Rauch schweben helle Staubstreifen, Schlangenlinien kringeln sich langsam, flüchtige Girlanden um den Hals der sich an ihren Tisch klammernden Schiffbrüchigen. Der Rauch umhüllt die Dinge mit einer weichen, fahlen Decke, einem Kokon, in den sich die Chrysalide auf unbegrenzte Zeit verkriechen möchte, um sich den Schmerz des Schmetterlings zu ersparen. Doch die kitzelnde Feder durchbohrt den Kokon und befreit den Schmetterling, der erschrocken mit den Flügeln schlägt.

Auf der Balustrade funkeln die Obstschalen und die Champagnerflaschen, ein rotgestreifter Lampenschirm ist eine irisierende Qualle, von oben scheinen und schwanken die Leuchter wie Monde im Wasser. Die Geschichte vermeldet, daß das San Marco – gegen den Widerstand des Konsortiums der Triestiner Kaffeehausbesitzer, die sich vergeblich an das k.u.k. Statthalteramt gewandt hatten – am 3. Januar 1914 eröffnet wurde und sofort zum Treffpunkt der irredentistischen Jugend avancierte sowie zu einer Paßfälscherwerkstatt für die antiösterreichischen Patrioten, die sich nach Italien absetzen wollten. »Eine Kleinigkeit für diese jungen Burschen«, brummte der Herr Pichler, ehemaliger Oberleutnant an der galizischen Front während des Gemetzels von 1916, »die haben sich mit diesem Hin und Her von ausgeschnittenen und aufgeklebten Photographien prächtig amüsiert, das war, als ob man eine von diesen Masken herunterzöge und sich vors Gesicht hielte, ohne daran zu denken, daß sie es ist, die einen ins Dunkel ziehen und verschwinden lassen kann, so wie damals so viele von denen und von uns verschwunden sind, in Galizien oder auf dem Karst ... Und übertreiben wir nicht mit dieser berühmten Verwüstung des Cafés am 23. Mai 1915 durch die österreichischen Schergen ... ach was, Schergen, als ob die Carabinieri und was sonst nachher an Polizei ge-

kommen ist – zugegeben, es war eine häßliche Sache, alles kurz und klein zu schlagen, ein so schönes Café ... aber alles in allem war Österreich ein ziviles Land, der Gouverneur, Herr von Frieskene, hat sich während des Kriegs sogar bei einem Irredentisten wie Silvio Benco dafür entschuldigt, daß er ihn auf höheren Befehl unter Polizeiaufsicht stellen mußte. Wenn es das Kaiserreich noch gäbe, wäre alles beim alten geblieben, die Welt wäre weiterhin ein Café San Marco – und erscheint euch das vielleicht wenig, wenn ihr da hinausschaut?«

Das San Marco ist ein richtiges Kaffeehaus, Peripherie der Geschichte, gekennzeichnet durch die bewahrende Treue und den liberalen Pluralismus seiner Besucher. Pseudokaffeehäuser sind jene, in denen sich eine einzige Sippe breitmacht, ganz gleich ob von ehrbaren Damen, vielversprechenden jungen Leuten, alternativen Gruppen oder über alles und jedes Bescheid wissenden Intellektuellen. Jede Endogamie ist asphyktisch; auch die Internate, der Campus der Universitäten, die exklusiven Clubs, die Pilotklassen und die kulturellen Symposien sind die Negation des Lebens, das ein offener Seehafen ist.

Im San Marco triumphiert vital und blutvoll die Vielfalt. Alte Kapitäne von Überseedampfern, Studenten, die sich aufs Examen vorbereiten und amouröse Taktiken austüfeln, Schachspieler, unempfänglich gegen alles, was um sie herum geschieht, deutsche Touristen, neugierig gemacht durch die den kleinen und großen literarischen Berühmtheiten, die ehemals diese Tische frequentierten, gewidmeten Plaketten, schweigsame Zeitungsleser, angeheiterte Gruppen, die sich dem bayerischen Bier oder dem Verduzzo hingeben, mürrische alte Leute, die über die Niedertracht der modernen Zeiten schimpfen, siebengescheite Demonstranten, unverstandene Genies, ein paar alberne Yuppies, Korken, die wie Ehrensalven knallen, vor allem wenn der

Dr. Bradaschia – vom Gericht wegen Hochstapelei (darunter auch das unberechtigte Führen eines Dokortitels) entmündigt – den, der in seiner Nähe sitzt oder an ihm vorbeigeht, unbeirrt zum Trinken einlädt und dabei den Kellner in einem Ton, der keine Widerrede zuläßt, auffordert, es ihm auf die Rechnung zu setzen.

»Im Grunde war ich in sie verliebt, aber sie gefiel mir nicht, wogegen ich ihr gefiel, aber sie nicht in mich verliebt war«, sagt der Herr Palich, aus Lussin gebürtig, einen qualvollen Eheroman zusammenfassend. Das Café ist ein Gemisch von Stimmen, ein Chor, unzusammenhängend und gleichförmig, mit Ausnahme eines gelegentlichen Ausrufs an einem Schachspieltisch oder, am Abend, der Klänge des Pianofortes von Signor Plinio: manchmal Rock, öfter aber einlullende Musik aus der Zeit zwischen den beiden Kriegen, *zwei rote Lippen und ein roter Taragona*; das Fatum nähert sich im Tanzschritt der Schnulze.

»Ach was, wegen des Geldes – kannst du dir vorstellen, daß einer wie der alte Weber sich reinlegen läßt? Ganz abgesehen davon, daß *sie* reich war, nicht er, und sie wußte ganz genau, daß er ihr fast nichts hinterlassen würde. Freilich, für unsereinen wäre das kleine Appartement in New York schon ein Vermögen, aber für jemand wie sie spielt das überhaupt keine Rolle. *Er* war es, der heiraten wollte – das hat auch Ettore gesagt, sein Cousin, fast fünfzig Jahre lang hatten sie nicht mehr miteinander geredet, wegen dieser Geschichte mit dem Familiengrab in Görz, aber immerhin hat Ettore, als er erfuhr, daß der Alte, der allerdings zwei Jahre jünger war als er, nur noch wenige Monate zu leben habe, das Flugzeug genommen und ist zu ihm nach New York geflogen, und da hat ihm der andere, fast ehe er ihn noch zum Sitzen aufforderte, erklärt, es gebe große Neuigkeiten, nämlich daß er nächste Woche heirate – jawohl, denn, hat er zu ihm gesagt, er habe im Leben fast alles getan, außer zu heiraten, und er wolle sich nicht aus dem

Staub machen, ohne auch noch die Ehe ausprobiert zu haben. Exakt die Ehe, hat er präzisiert, wie sie im Buch steht, man könne nicht sterben, ohne verheiratet gewesen zu sein; zusammenleben, das bringt jeder fertig, sogar du – hat er hinzugefügt und seinem Vetter ein Glas Maraschino Luxardo angeboten –, und das sagt alles. Und so, hat Ettore erzählt, mußte ich, nachdem ich schon über den großen Teich geflogen war, auch noch einen Schluck von dem Maraschino hinunterschütten, den ich schon als junger Mann in Zara nicht ausstehen konnte. Immerhin, er ist ruhig gestorben – jetzt, nachdem ich auch das letzte Kästchen des Fragebogens ausgefüllt habe, wie er sagte –, und man muß zugeben, daß er niemandem zur Last gefallen ist, nicht einmal in seinen letzten Tagen, er, der immer eine Plage gewesen war, man sieht, daß ihm die Ehe gutgetan hat.

Stimmen erheben sich, vermischen sich, erlöschen, ein Brandungsgeräusch im Rücken, wenn man in den hinteren Teil des Saales geht. Die Schallwellen verflüchtigen sich wie die Rauchringe, aber irgendwo sind sie doch noch da. Sie sind immer da, die Welt ist voll von Stimmen, ein neuer Marconi könnte einen Apparat erfinden, der sie alle einzufangen vermag, ein unendliches Stimmengewirr, über das der Tod keine Macht hat; die unsterblichen und unstofflichen Seelen sind ein durchs Universum schweifender Ultraschall. So jedenfalls denkt es sich Juan Octavio Prenz, der an den Tischen hier diesem Rauschen gelauscht und es in seiner *Fabula de Inocencio Onesto, el Degollado* Roman hat werden lassen, der Fabel vom Geköpften, einer grotesken und surrealen Geschichte, durchwoben und zertrennt von den Stimmen, die sich kreuzen, sich überlagern, sich entfernen und sich verlieren.

Prenz, in Buenos Aires geboren, der Abstammung nach aber aus dem kroatischen Hinterland Istriens, italienischer Professor und spanisch schreibender Schriftsteller, hat in den unterschiedlichsten Ländern diesseits und jenseits des

Ozeans gelehrt und ein Wanderleben geführt; vielleicht ist er in Triest hängengeblieben, weil ihn diese Stadt an den Friedhof der Schiffe und Galionsfiguren von Ensenada de Barragán, zwischen Buenos Aires und La Plata, erinnert, den es jetzt nur noch in einem seiner schmalen Lyrikbände gibt. Er sitzt im Café San Marco und spürt immer noch den Blick der Galionsfiguren, von Wind und Wasser verwittert und bestürzt über das Herannahen von Katastrophen, die die anderen noch nicht sehen können, auf sich ruhen. Er blättert in der Übersetzung eines seiner Gedichtbände. Ein Gedicht ist Diana Teruggi gewidmet, die an der Universität von Buenos Aires seine Assistentin gewesen war. Eines Tages, in der Zeit der Generäle, ist das Mädchen für immer verschwunden. Wieder einmal kündet die Poesie von der Abwesenheit, von etwas oder jemandem, der nicht mehr da ist. Eine kleine Sache, so ein Gedicht, ein Kärtchen, auf einen leeren Platz gelegt. Ein Dichter weiß das und mißt ihm nicht allzuviel Gewicht bei, aber noch weniger der Welt, die ihn feiert oder ignoriert. Prenz zieht seine Pfeife aus der Tasche, lächelt seinen beiden Töchtern zu, die an einem anderen Tisch sitzen, plaudert mit einem Senegalesen, der zwischen den Tischen herumgeht und irgendwelchen Krimskrams feilbietet, kauft ihm ein Feuerzeug ab. Plaudern ist besser als schreiben. Der Senegalese entfernt sich, Prenz nuckelt an seiner Pfeife und macht sich ans Schreiben.

Es hat etwas für sich, unter den feixenden Masken und inmitten der Gleichgültigkeit der Leute um einen herum die Seiten zu füllen. Dieses freundliche Desinteresse korrigiert den im Schreiben verborgenen Allmachtswahn, der sich anmaßt, mit ein paar Blättern Papier Ordnung in die Welt bringen zu wollen und sich voller Gelehrsamkeit über Leben und Tod zu verbreiten. So fließt, gewollt oder ungewollt, eine durch Bescheidenheit und Ironie temperierte Tinte aus der Feder. Das Kaffeehaus ist ein Ort des Schrei-

bens. Man ist allein, mit Papier und Feder und allenfalls zwei oder drei Büchern, an die Tischplatte geklammert wie ein von den Wellen gepeitschter Schiffbrüchiger. Wenige Zentimeter Holz trennen den Seemann vom Abgrund, der ihn verschlingen kann, es genügt ein kleines Leck, und die schwarzen Wassermassen dringen verderbenbringend ein, ziehen das Boot in die Tiefe. Die Feder ist eine Lanze, die verwundet und heilt; sie durchbohrt das treibende Boot und läßt es zum Spielball der Wellen werden, aber sie flickt es auch und macht es wieder fähig, sich zu behaupten und den Kurs zu halten.

Sich am Holz festklammern, ohne Angst, denn der Schiffbruch kann auch Rettung bedeuten. Wie heißt es in der alten Geschichte? Die Angst klopft an die Tür, der Glaube geht, um zu öffnen; draußen steht niemand. Doch wer lehrt uns zu öffnen? Seit langem schließt man die Türen nur noch, es ist eine richtige Manie; für eine kurze Zeit hält man den Atem an, dann greift einem die Angst wieder ans Herz, und man würde am liebsten alles verrammeln, auch die Fenster, ohne zu merken, daß man sich damit der Luft beraubt und die Migräne in dieser Schwüle immer heftiger gegen die Schläfen pocht, bis man ganz allmählich nur noch den Lärm des eigenen Kopfschmerzes hört.

Etwas hinkritzeln, den Dämonen freien Lauf lassen, sie im Zaum halten, oft sie auch nur in harmloser Anmaßung nachäffen. Im San Marco sind die Dämonen, in Umkehrung der traditionellen Szenerie, nach oben verbannt, denn das Café mit seinen Blumenornamenten und dem Wiener Sezessions-Stil erinnert einen daran, daß man sich hienieden auch wohl fühlen kann, ein Wartesaal, in dem man mit Vergnügen wartet und das Gehen hinauszögert. Der Chef, Signor Gino, und die Kellner, die mit einem Glas nach dem andern an den Tisch kommen – manchmal ergreifen sie sogar die Initiative und offerieren, aber nicht jedem, Lachsbrötchen und einen besonderen Prosecco –, sind Engel einer



niedrigeren Rangordnung, aber vertrauenswürdig genug, um darüber zu wachen, daß die aus dem irdischen Paradies Vertriebenen sich in diesem Ersatz-Eden wohl fühlen und keine Schlange sie mit irgendwelchen falschen Versprechungen zum Fortgehen verleitet.

Das Kaffeehaus ist eine platonische Akademie, sagte Anfang dieses Jahrhunderts Hermann Bahr – und er sagte auch, daß er sich wohl fühle in Triest, denn in dieser Stadt habe er den Eindruck, nirgends zu sein. In dieser Akademie wird nichts gelehrt, aber man lernt Geselligkeit und Ernüchterung. Man kann plaudern, erzählen, doch es ist nicht möglich zu predigen, Versammlungen abzuhalten, Unterricht zu erteilen. Jeder an seinem Tisch ist dem Nachbarn zugleich nah und fern. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, beziehungsweise ertrage die Angewohnheit deines Nebenmanns, an den Nägeln zu kauen, so wie er irgendeine noch unangenehmere Marotte bei dir erträgt. An diesen Tischen ist es nicht möglich, Schulen zu begründen, Lager zu bilden, Anhänger und Nacheiferer zu mobilisieren, eine Gefolgschaft zu rekrutieren. An diesem Ort der Ernüchterung, an dem man bereits weiß, wie das Spektakel ausgeht, ohne daß man deshalb die Lust verlöre, ihm beizuwohnen, noch die Nachsicht mit den Schnitzern der Akteure, an diesem Ort ist kein Platz für die falschen Meister, die mit falschen Erlösungsverheißungen den verführen, der von einem ängstlichen und unbestimmten Verlangen nach müheloser und unmittelbarer Erlösung erfüllt ist.

Da draußen haben die falschen Messiasse leichtes Spiel, wenn sie ihre Anhänger, geblendet von Trugbildern des Heils, auf Straßen schleifen, die diese nicht zu gehen wissen, und sie so auf den Weg der Zerstörung führen. Die Propheten der Droge, fähig, deren Gebrauch zu beherrschen, ohne sich ihr auszuliefern, verleiten wehrlose Jünger, ihnen auf diesem langen Weg zu folgen, der sie ins Verderben führt; irgend jemand proklamiert in einem Salon, Revolu-

tionen würden mit Gewehren gemacht, wohl wissend, daß es sich dabei um nichts als eine schlichte Metapher handelt, und nimmt in Kauf, daß andere diese arglos wörtlich nehmen und schon bald dafür zahlen müssen. Unter den Zeitschriften in ihren Stäben zeigt eine Illustrierte das Gesicht von Edie Sedgwick, dem bildschönen und schutzlosen amerikanischen Model, das an das Evangelium der Unordnung glaubte, wie es von Andy Warhol, dem Meister ihres Clans, in geordneter Kontrolle gepredigt wurde, und sich einreden ließ, nicht ihr Vergnügen zu suchen, sondern einen undefinierbaren Lebenssinn – in jenen fieberhaften sexuellen Ausschweifungen, in jenen einfältigen Gruppenritualen und in jenen Drogen, die sie auf um so schmerzlichere und banalere Weise ins Unglück und zum Tod führten.

Im San Marco gibt man sich nicht der Illusion hin, daß die Erbsünde nicht begangen worden und das Leben jungfräulich und unschuldig geblieben sei; daher ist es schwieriger, seiner Klientel irgend etwas aufzuschwätzen, eine Eintrittskarte für das Gelobte Land. Schreiben bedeutet zu wissen, daß man sich nicht im Gelobten Land befindet und es auch nie erreichen wird, aber dennoch beharrlich den Weg in dessen Richtung weiterzugehen, durch die Wüste. Während man im Café sitzt, ist man unterwegs; wie im Zug, im Hotel oder auf der Straße hat man nur ganz wenig bei sich, kann nichts einen eitlen persönlichen Stempel aufdrücken, ist niemand. In dieser vertraulichen Anonymität darf man sich verstellen, sich seines Ichs wie einer Schale entledigen. Die Welt ist eine verschwimmende Höhle, in welche das Schreiben verblüfft und hartnäckig eindringt. Schreiben, sich unterbrechen, plaudern, Karten spielen; das Lachen an einem Nebentisch, ein Frauenprofil, unanfechtbar wie das Schicksal, der Wein im Glas, goldene Farbe der Zeit. Die Stunden fließen angenehm dahin, sorglos, fast glücklich.

Die Inhaber und die ehemaligen Inhaber oder Betreiber des Cafés, das klingt, als spräche man von Herrschern alter Dynastien. Marco Lovrinovich aus Fontane d'Orsera bei Parenzo, der Gaststätten und Weinhandlungen begründete, wie andere Gedichte schreiben oder Landschaften malen, eröffnet das Café am 3. Januar 1914, an der Stelle, wo sich vorher die Zentralmolkerei Trifolium samt ihrem Kuhstall befand, und erklärt offiziell, er nenne es San Marco als Huldigung an seinen Vornamen, den er gleichzeitig nutzt, um bis in die Verzierung der Stühle hinein das Bild des venezianischen Löwen, Symbol der Italianità und des Irredentismus, immer wieder zu variieren. Aber vielleicht war er insgeheim der Überzeugung, daß auch dieser geflügelte Löwe eine Huldigung an seinen Vornamen darstelle. Man wird nicht, wie er, vierundneunzig Jahre alt, ohne daß man im Innersten davon überzeugt wäre, man sei der Mittelpunkt der Welt.

Von denen, die an seinen Tischchen saßen, ist dagegen manch einer auch schon jung und einsam gestorben, zerstört von dem Ungleichgewicht zwischen der eigenen Seele und der gewiß nicht nach deren Maß geschaffenen Welt: Jener immer ein bißchen verschwitzte junge Mann beispielsweise, der wie ein gehetztes Tier herumlief, die Erkenntnis in den Augen, daß er sich bereits zwischen den Zähnen des Tigers befinde. Er kam jeden Nachmittag her, mit einem Stoß Blätter, die er eines nach dem anderen vollschrieb und immer bei sich trug – bis man ihn eines Tages nicht mehr sah: Am Abend vorher hatte er sich in den Hof hinuntergestürzt.

Die Kaffeehäuser sind auch eine Art Hospiz für die Notleidenden des Herzens, und die Kaffeehausbesitzer wie Lovrinovich, die ihnen eine vorübergehende Zufluchtsstätte vor den Unbilden des Lebens bieten, sind nicht weniger Wohltäter als die Gründer der Obdachlosenasyile; es ist auch recht und billig, daß sie daran verdienen, ja womög-

lich noch vaterländischen Ruhm dabei ernten, so wie Lovrinovich nach der Verwüstung des San Marco und seiner Haft in der österreichischen Strafbaracke in Liebenau bei Graz, in der ihn die Österreicher einlocheten, weil er sich in beide Augen den Trachomerreger praktiziert hatte, um nicht als Soldat gegen Italien kämpfen zu müssen.

Unter den diversen Inhabern ragen die Schwestern Stock hervor, beide zierlich und unerbittlich. Man erinnert sich auch noch an eine reifere Büfettkellnerin mit ausgebleichtem Blondhaar, und ab und zu kommt wieder die Rede darauf, wie einmal ein hünenhafter Betrunkenener, dem sie einen weiteren Whisky verweigert hatte, sie bedrohte und zum Zwecke der Demonstration das Ungetüm von Kaffeemaschine wie nichts von der Theke hob und dann krachend wieder fallen ließ, während die in der Nähe sitzenden Gäste (darunter einer, der an seinem gewohnten, unseligerweise direkt neben der Theke stehenden Tischchen mit Schreiben beschäftigt war) verängstigt um sich blickten, in der Hoffnung, es möge irgendeinen anderen treffen, sich großmütig zu opfern und das Blutbad an der Frau zu verhindern – bis schließlich der wütende Hüne auf die Kellnerin losstürzte, die sich ihm ihrerseits mit gezücktem Beil, das sie aus einem Schubfach gezogen hatte, entgegenwarf, entschlossen, es auf seinen Nacken niedersausen zu lassen; und der hilfsbereite Gast, der sich inzwischen zögernd von seinem papierbedeckten Tischchen erhoben hatte und sich, so langsam es nur ging, dem tobenden Koloß näherte, war sehr froh, die Kellnerin gerade noch zurückhalten zu können, indem er sie energisch am Gelenk der beilschwingenden Hand packte und so das Leben jenes impulsiven jungen Riesen rettete.

Obwohl es einer der wenigen Orte in Triest ist, an dem man ziemlich viel Jugend sieht, wirkt das San Marco wie ein Lifting der Existenz, scheint es auf die Gesichter der Stammkunden jene bejahrte und würdevolle Solidität zu